

im 1. Lilo Vortragsabend am 11. Juni 1985 (11. Juni 1985)
Die andere Hälfte der Gesellschaft ist ein Soziologentag 1985, Wien, Regina Becker-Schmidt ¹⁹⁸⁵⁻¹⁵

Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften.

»Die andere Hälfte der Gesellschaft«: Dieser Soziologentag dürfte der erste in der Geschichte unserer Wissenschaft sein, der die soziale Situation von Frauen zum zentralen Thema aller Veranstaltungen macht. Bereits die Durchsicht der Probleme, die auf dem Programm stehen, macht deutlich: **es gibt offensichtlich keinen Bereich gesellschaftlicher Praxis, in dem Frauen nicht benachteiligt sind.**

Das provoziert zu der Frage: Haben die Sozialwissenschaften angesichts dieser Realität eine theoretische, methodische und politische Perspektive entwickelt, die diesem Phänomen gerecht würde? Eine Antwort kann nicht in dem Hinweis liegen, Frauen als Personenkreis seien immer schon Gegenstand soziologischer Forschung gewesen. **Die These meines Referates ist: eine Soziologie der Frau, im Sinne einer Bindestrich-Soziologie gefaßt, ist etwas anderes als Frauenforschung, die ihre Paradigma und ihre Methodologie aus dem Bannkreis etablierter Sozialwissenschaften löst.** In einem ersten Schritt möchte ich diese These mit einer Argumentation begründen, die Ursula Beer zur Abgrenzung zwischen einer »Soziologie der Frau« und »feministischer Frauenforschung« vorgelegt hat.

»Frauenforschung, wie sie im Zuge der Neuen Frauenbewegung entstand, erhebt Anspruch auf Interdisziplinarität der Forschung und beschränkt sich infolgedessen nicht auf soziologische Fragestellung im engeren Sinne.« (ebenda, S.2) Nicht »Frauen« sind zudem Thema der Frauenforschung, sondern die gesellschaftliche Organisation des Geschlechterverhältnisses.« Ein erstes Unterscheidungsmerkmal wäre infolgedessen eine zweifache Erweiterung: 1. des *Gegenstandsbezugs*, indem Frauenforschung das Verhältnis der Geschlechter und nicht lediglich Frauen (und deren gesellschaftliche Lage) analysiert, und 2. des *Wissenschaftsverständnisses*, das sich außer auf Interdisziplinarität auf eine historische und materialistische Vorgehensweise beruft. (ebenda)

Ursula Beer gibt zwei weitere Abgrenzungskriterien an. Erstens: die **androzentrismus-Kritik**, d.h. den feministischen Vorwurf einer männlichen Optik in den Wissenschaften. Vorsichtig formuliert Ursula Beer: »Möglicherweise (...) unterscheidet sich das Wissenschaftsverständnis von Frauenforschung und Vertreterinnen der Soziologie der Frau auch darin, daß der Androzentrismus sozialwissenschaftlichen Denkens in letzterer nicht wahrgenommen wird.« (a.a.O., S. 3/4) Zweitens: Frauenforschung hat eine andere politische Orientierung. **»Alte und Neue Frauenbewegung streben bzw. streben den Abbau und die Beseitigung geschlechtsspezifischer Diskriminierung an,** wenn auch mit jeweils unterschiedlicher Akzentuierung; Wissenschaftlerinnen, die ihr verbunden waren und sind, verfolgen deshalb ganz bestimmte gesellschaftspolitische Zielsetzungen. Diese – auf Gesellschaftsveränderung abzielende – Stoßrichtung von Frauenforschung ist nicht unbedingt Merkmal einer Soziologie der Frau, sie schließt es aber auch nicht aus. Ich würde deshalb als drittes Unterscheidungsmerkmal zwischen Frauenforschung und Soziologie der Frau die unmittelbare Anbindung von Frauenforschung an die Ideen und Aktionen der Neuen Frauenbewegung und ihrer Politik nennen; bin jedoch nicht der Meinung, daß Frauenforschung sich ihre *wissenschaftlichen* Zielsetzungen von der ihr nahestehenden sozialen Bewegung vorgeben lassen kann.«(a.a.O., S. 4)

Wenn ich im Folgenden von den Problemen einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften spreche, beziehe ich mich auf dieses Verständnis von Frauenforschung. Dabei ist selbstverständlich, daß diese sich – trotz radikaler Kritik an androzentrischen Positionen – auch der Ansprüche vergewissern muß, die innerhalb kritischer Wissenschaftstraditionen außerhalb ihres eigenen Horizontes formuliert wurden. Solche Ansprüche gelten den sozialen Kriterien, die die Relevanz eines Untersuchungsgegenstandes ausweisen, sie beziehen sich auf die Adäquanz des theoretischen und methodischen Zugangs zum gestellten Problem, sie fragen nach der politischen Verantwortlichkeit der Untersuchenden für die praktischer Verwendungsmöglichkeiten ihrer Forschungsergebnisse, sie fordern die Forschenden auf, ihre eigene Stellung im Forschungsprozeß zu reflektieren.

Was ist darüber hinaus das Spezifische einer feministischen Orientierung, die der doppelten Unterdrückung sowie der doppelten Vergesellschaftung von Frauen auf die Spur kommen will? Ich beginne noch einmal von vorn.

Das Besondere einer feministischen Theorie und Empirie liegt

nicht einfach in ihrer Thematik. Frauenforschung kann sich nicht darauf beschränken, alle Sachverhalte, mit denen sie sich beschäftigt (Familie, Erziehung, Ausbildung, Beruf, Arbeit, Kultur, Sexualität u.a.), unter dem Gesichtspunkt der Weiblichkeit zu differenzieren. An dem Katalog, was alles frauenspezifisch untersucht werden müßte, läßt sich bereits ablesen, daß die Zugehörigkeit zu diesem Geschlecht andere Konsequenzen hat als etwa die Zugehörigkeit zu einer Altersgruppe oder Nationalität. Die Analyse der Unterdrückungs- und Emanzipationsgeschichte von Frauen, das Verständnis ihrer Lebensläufe und Lebenszusammenhänge erfordert daher *Zugangsweisen* und *Reflexionsformen*, die im traditionellen wie im kritischen Wissenschaftsverständnis weitgehend fehlen.

Die Notwendigkeit, aus den gewohnten Bahnen wissenschaftlichen Arbeitens auszuscheren, ergibt sich aus einer Reihe von Gründen. Da ist zum einen die Wissenschaftsgeschichte und die Geschichtswissenschaft. Beide haben **die weiblichen Spuren in der menschlichen Entwicklung – genauer: die weiblichen Einflüsse wie ihre Verhinderungen – verzerrt, verkleinert, verschwiegen. Das gelang mit einer Vielfalt von Methoden. So werden Phänomene als geschlechtsneutral ausgegeben, obwohl sie es nicht sind.** Ein eklatantes Beispiel hierfür ist die Politische Ökonomie. Von Ricardo bis zu Marx und Keynes glaubten alle Gesellschaftstheoretiker, wirtschaftliche Zusammenhänge unter Ausklammerung gesellschaftlicher Reproduktionsweisen und ihrer Geschichte erklären zu können. Oder die Wissenschaft übersah ganz einfach die Relevanz weiblicher Praxisfelder. H. Bertram hat z.B. darauf hingewiesen, daß die gesamte Theorie zur schichtenspezifischen Sozialisation väterzentriert sei, obwohl die soziale Verantwortlichkeit von Müttern für die Erziehung von Kindern nun wahrlich nicht zu leugnen ist.

Verzerrungen anderer Art können durch willkürliche Zuschreibungen zustande kommen. Nehmen wir z.B. die Redewendung von der »außerhäuslichen Tätigkeit«. Seitdem sich die Trennung von Familienleben und Erwerbssphäre historisch durchgesetzt hat, arbeiten in der Regel *alle* Berufstätigen außerhalb der Privaträume. Gebräuchlich ist dieses Schlagwort aber nur, wenn es um Frauen geht. Niemand käme auf die Idee, den Beruf eines Mannes als »außerhäusliche Tätigkeit« zu titulieren.

Die Ausblendung weiblicher Realitäten aus dem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bewußtsein läßt sich auch noch anders erklären. Luce Irigaray hat durchsichtig gemacht, in welcher Weise in von Männern geprägten Disziplinen (z.B. Philosophie, Psycho-

analyse) Abwehrmechanismen am Werke sind. Abgewehrt wird die Berührung mit Konflikten und Konsequenzen, die sich aus der Geschlechtertrennung ergeben; indem die Geschlechterdifferenz geleugnet wird. So werden z.B. in der Psychoanalyse phalluszentrierte Sichtweisen auf Probleme weiblicher Sexualität und Objektbesetzungen projiziert. Der Begriff der Kastration etwa, der naturgemäß einen maskulinen Komplex betrifft, wird oft unesehen auf Trennungstraumata und Ablösungskonflikte in weiblichen Triebchicksalen angewandt. Ein anderes Beispiel dafür, wie Probleme von Mädchen selbstverständlich unter gegengeschlechtliche Vorstellungshorizonte subsumiert werden, stellt der Begriff der Pubertät dar. Wenn ich sage: »Ein Mädchen befindet sich in der Pubertät«, so behaupte ich, dem strikten Wortsinn folgend: »Das Mädchen tritt in das Alter der Mannbarkeit ein, es bekommt seine ersten Barthaare.« Es gibt keinen Begriff, der – analog zur pubertären Entwicklungsstufe – den Beginn der weiblichen Geschlechtsreife benennen würde.

Alle diese Phänomene, die die Besonderheiten von Frauen verdrängen, lassen sich auf einen Punkt bringen: die traditionelle, herrschaftskonforme Betrachtung der Welt ist androzentrisch. Schon M. Scheler war in einer kritischen Auseinandersetzung mit G. Simmel aufgefallen, »daß alle Grundbegriffe unserer neueren Philosophie (...) den sonderbaren Fehler in sich tragen, sich zwar als »allgemein menschliche« auszugeben, (...) daß sie hierbei aber faktisch nur spezifisch männliche Werte verkörpert, so daß die Frau die »allgemein menschlich« sein will, es ipso hierdurch »männlicher« wird.«

Man kann es kürzer fassen: die Gattung und mit ihr das menschliche Gattungsvermögen wird im männlichen Diskurs eingeschlechtlich nach dem eigenen Ebenbild konzipiert.

Auch K. Marx entging diesem Fehler nicht. In den »Grundrissen« wendet er sich zwar zu Recht gegen bürgerliche Denkweisen, die das Individuum der Gesellschaft einfach abstrakt – d.h. historisch unvermittelt – entgegensetzen. Dabei stellt er sich jedoch das Resultat dieser Vermittlung, das menschliche Arbeitsvermögen, einseitig als männliches vor: »Die Produktion des vereinzelt Einzelnen außerhalb der Gesellschaft – eine Rarität, die einem durch Zufall in die Wildnis verschlagenen Zivilisierten wohl vorkommen kann, der in sich dynamisch schon die Gesellschaftskräfte besitzt – ist ein ebensolches Unding als Sprachenentwicklung ohne zusammen lebende und sprechende Individuen.« Marx hält hier den bürgerlichen Ökonomen das Beispiel des Robi-

son Crusoe vor Augen. Er will begreiflich machen, daß dieser »ver- einzelte Einzelne« als Exemplar seiner Gattung in der unzivilisier- ten Natur nur überleben konnte, weil er bereits alle geschichtlich herausgebildeten Kulturtechniken beherrschte. Kann Robinson Crusoe jedoch als männliches Wesen das *gesamte* gesellschaftliche Arbeitsvermögen verkörpert? Gibt es nicht Fähigkeiten und Fer- tigkeiten, die er aufgrund der Arbeitsteilung zwischen den Ge- schlechtern, die die ganze Gattungsgeschichte durchzieht, nicht ausgebildet hat? Und hätte sich eine Frau des 19. Jahrhunderts auch so ohne weiteres in der Einöde durchschlagen können wie er? Fragen dieser Art bleiben im gesamten Marxschen Werk systema- tisch ausgespart: auch die Klassenanalyse geht vom gesellschaftli- chen Gesamtarbeiter als von einer maskulin gedachten Potentialität aus. Die gesellschaftliche Strukturkategorie »Geschlecht« bleibt – als analytische Kategorie zur Erklärung von Unterdrück- kungs- und Ausgrenzungsphänomenen – undiskutiert.

Dieser Androzentrismus erlaubt es nicht, Frauenforschung im Kontext seiner Artikulationen zu betreiben. Weder ist eine unre- flectierte Anlehnung an etablierte Wissenschaftssprache, noch eine unbefragte Übernahme auf Frauen gemünzter Interpretationen möglich. Das heißt nicht, daß wir die bisherige Theorie und Empi- rie einfach beiseite schieben können – Überformungen und Ent- stellungen in der Darstellung weiblicher Gattungs- und Individual- geschichte müssen rückgängig gemacht werden; sie sind Teil des realen historischen Verlaufs, der Frauen unsichtbar und unspezi- fisch gemacht hat.

Daß Weiblichkeit in der Geschichte und Wissenschaftsgeschichte dermaßen unterbelichtet und fremdbestimmt wahrgenommen wird, setzt Frauenforschung vor gravierende Probleme: die den Frauen abhandengekommene eigene Historizität kann – da sie weitgehend unbenannt ist – nicht einfach rekonstruiert werden. Die Benennung von Lücken und Verkehrungen ist ein Anfang – sie gibt noch keine Auskunft über die *verborgene Konstitution* von weiblicher Realität.

Feministische Wissenschaft *hat* demnach ihren Gegenstand substanziell noch gar nicht – sie muß ihn erst einmal finden, viel- leicht überhaupt erst einmal erfinden, entwerfen. Das Verhältnis zur Geschichte stellt sich als paradoxes dar: was an historischem Material über Frauen vorhanden ist, muß nicht nur gegen den Strich gebürstet werden, es muß auch als eines von Weglassungen interpretiert werden. Frauenforschung ist, um ihre Wirklichkeit formulieren zu können, auf Geschichte verwiesen, aber in dieser

Verwiesenheit ist sie auch verwaist: sie kann sich nicht so ohne weiteres selbstbewußt auf bewahrte und bewährte Traditionen beziehen.

Das unerhellte Verhältnis von Weiblichkeit und Geschichte tangiert auch die Versuche einer feministischen Subjekttheorie. Mit großer Hartnäckigkeit wird im gesellschaftlichen Bewußtsein an der Ideologie festgehalten, die natürliche Fähigkeit der Frauen, Kinder zu gebären, sei auch ihre wesentliche gesellschaftliche Bestimmung.

Ja, diese prädestiniere sie generell dazu, Menschen emotional und physisch zu versorgen. Solche Argumentationen, die nicht nur als Legimitationsmuster für die häusliche sondern ebenso für die berufliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern dienen, sind aus zwei Gründen ideologisch.

Die Tatsache des Gebärens ist zwar an das weibliche Geschlecht gebunden. Das reduziert seine Subjekthaftigkeit jedoch keineswegs auf Natur. Die reproduktiven Fähigkeiten sind zugleich soziale und müssen unter den jeweils herrschenden historischen Bedingungen gesellschaftlicher Praxis verwirklicht werden. Die Aufgabenverteilung unter den Geschlechtern mit allen Konsequenzen der sozialen Ungleichheit in Bewertung und Privilegierung knüpft an einem quasi-natürlichen Moment an, bezweckt jedoch die Domestifizierung und damit: **Ghettoisierung des Weiblichen.**

Die Betonung der weiblichen Reproduktionsfunktion lenkt ab von der Vielfältigkeit weiblicher Potentialität und Handlungsfähigkeit. Das verstellt den Blick auf die Konflikte, die Frauen bevorzugen, wenn sie entweder ihre Anlagen in bisher Männern vorbehaltenen Sphären realisieren wollen oder für Beweise ihrer umfassenden Befähigungen soziale Anerkennung einfordern.

Die Schwierigkeit, Natürliches und Gesellschaftliches im Begriff des Weiblichen zusammenzudenken, durchzieht die gesamte Diskussion um das »Wesen« der Frau. Auch feministische Subjekttheorien haben hier Probleme.

Ich benenne hier einige Fallstricke:

- Frauen werden nur als Opfer bisheriger Geschichte gesehen. Das weibliche Subjekt ist das *unterlegene, gebeugte*. Nur diese Dimension des Begriffes »Subjekt« tritt in Erscheinung. Weiblichkeit wird passiv gedacht – ihr aktiver Anteil am Vergesellschaftungsprozeß bleibt unterbelichtet.
- Frauen sind das geheime, aber doch eigentlich **tragende Subjekt der Geschichte**. Das Matriarchat ist das dem historischen Prozeß *unterliegende*. J. Stacey und B. Thorne machen die Unzu-

länglichkeit dieser Sichtweise an dem Mechanismus fest, behauptete männlich-dominierende Gesellschaftsformationen einfach in weiblich dominante umzudenken. Sie zeigen mit dieser Kritik auch gleichzeitig den Ausweg aus dieser Sackgasse: In der ethnologischen Diskussion galt es lange Zeit für gesichert, daß in Jäger- und Sammlergesellschaften die eher männliche Produktionsweise des Jagens als fortschrittlicher und bedeutsamer zu gelten habe als die eher den Frauen zugewiesene Arbeit des Sammelns. Feministinnen setzen dieser Sichtweise die Hypothese entgegen, daß der Produktionsweise des Sammelns – also dem Tätigkeitsbereich der Frauen – in der geschichtlichen Kultur- und Produktivkraftentwicklung die wichtigere Rolle zukomme. Dieses bloße »Umkehrverfahren« wurde aufgegeben. Angesichts neuerer Untersuchungen in noch heute existierenden Jäger-Sammler-Gesellschaften ließ sich zeigen, daß der soziale Status von Männern und Frauen nicht unmittelbar von den ihnen attribuierten Tätigkeiten abhängt, sondern aus ihrer Geschlechtszugehörigkeit resultiert.

- Zu dem Denkmodus, den J. Stacey und B. Thorne »femal-centred« nennen, gehört die Strategie, Weiblichkeit als Abgrenzung zum Männlichen zu definieren. Weiblich ist alles, was nicht maskulin ist. Es liegt auf der Hand, daß solche Subjektbestimmungen im Horizont des Männlichen, bzw. im reinen Dualismus, befangen bleiben.
- Als ahistorische Variante präsentiert sich der Versuch, den Subjektbegriff frauenspezifisch zu substantiieren. Ohne zu fragen, was historisch bedingt oder naturhaft geblieben ist, werden Wesentlichkeiten postuliert, die das »Eigentliche« von Frauen ausmachen sollen: Mütterlichkeit, Sinnlichkeit, Empathiefähigkeit. Es geht mir nicht darum, uns diese Bezugspunkte für ein eigenständiges Selbstbewußtsein streitig zu machen. Aber solche Substantiierungen gehen sehr oft einher mit Subjektvorstellungen, die einem trügerischen Begriff von Identität im Sinne ungebrochener Ganzheitlichkeit aufsitzen. Die Idee einer personellen harmonischen Einerleiheit (das ist die wörtliche Übersetzung von Identität) verfehlt generell den in der Kontinuität auch diskontinuierlichen und konflikthaften Konstitutionsprozeß von Subjektivität: Subjektivität ist eine nichtidentische Einheit von unterschiedlich entwickelten Kräftefeldern – bewußten und unbewußten, triebhaften und realitätsgerechten. Für weibliche Sozialisationsprozesse, die durch Brüche, ambivalente Konstellationen und Selbstfindungsprobleme besonderer Art gekenn-

zeichnet sind (Sexualkonflikte, Rollenprobleme) eignen sich Konzepte, die entweder ontologisieren, biologisieren oder harmonisieren, ganz besonders wenig.

Eine Subjekttheorie, die dem weiblichen Geschlecht gerecht würde, steht noch aus.

Eine solche Entstehungsgeschichte von Weiblichkeit müßte bis in ihr Innerstes vordringen und doch zugleich deren historisch-gesellschaftliche Bedingungen mitreflektieren.

Denn: Der Konstitutionsprozeß von Subjektivität ist ein doppelter.

In der Differenzierung seines Inneren, in der Strukturierung seiner psychischen Regulative und Systeme ist das Subjekt Ausdruck seiner Trieb- und Erkenntnisschicksale. In dieser intrapsychischen Dynamik ist es aktiv und passiv, Opfer und Täter. Es ist abhängig von den Triebobjekten und den Erkenntnischancen, die die Umwelt bereithält. Es nimmt aber ebenso Objektwahlen und Besetzungen nach eigenen Bedürfnissen vor. Die Phantasietätigkeit, die Fähigkeit zur Imagination, unterläuft die Grenzsetzung von Erlaubtem und Verbotenem und bringt – gegenüber der objektiven Realität – eine psychische ins Spiel.

So erhalten sich Wünsche und Erfahrungen am Leben, die in der Wirklichkeit sanktioniert würden. Das macht das Subjekt schwer erziehbar, gegen Zählung widerspenstig.

Das Subjekt ist das Ensemble seiner Introspektionen und Identifikationen: Ich bin eine Reihe Anderer, die ich von außen nach innen genommen habe. Die anderen waren weibliche und männliche Liebes- und Haßobjekte. Wie könnte ich also in der Polarisierung aktiv/passiv, männlich/weiblich aufgehen?

Und doch gibt die Geschlechterdifferenz auch eine Dimension vor, die einfordert, das weibliche Subjekt als besonderes zu entdecken: die Morphologie des Körpers.

Ein weiblicher Körper empfindet Innen und Außen, Sexualität und Sinnlichkeit anders als ein männlicher. Damit haben auch die Selbstbilder und Selbstrepräsentanzen andere Quellen.

Aber auch diese Dimension ist schwer in ihrer Authentizität zu fassen. Die Frau erfährt ihren Körper nicht nur durch sich selbst, sondern ebenso durch andere. Was wird aus weiblichen Selbstbildern, wenn Mütter – die ersten wichtigen Personen der Identifikation – gesellschaftlich desexualisiert werden, wenn der Körper der Frau in der Ehe zum Eigentum des Mannes, ihre Erscheinung zum Zwecke der Ostentation mißbraucht wird, wenn im viel umfassenden Sinne die Frau Warencharakter annimmt?

Subjektivität bildet sich nicht nur im Umgang mit Menschen heraus. Die Realitätserprobungen, die sich an Dingen, sachlichen Gegebenheiten, verschiedenen Praxisfeldern entzünden, hinterlassen ebenfalls ihre Spuren. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern bestimmt nicht nur soziale Aufgabenverteilungen, sie impliziert – nach der Seite der Individuation – auch unterschiedliche Aneignungsmöglichkeiten. Was bewirkt – positiv und negativ – die Ausgrenzung aus Männern vorbehaltenen Macht- und Herrschaftsbereichen? Was die von Frauen realisierte Erfahrung, daß das Fortleben der Gattung an ihre Körperlichkeit gebunden ist?

Wollen Frauen klären, was **das kollektive Schicksal** ihrer Subjektivität sei, stoßen sie auf Schwierigkeiten. Frauengeschichte ist, soweit wir sie dokumentiert finden, vielschichtig und in sich widersprüchlich. Sie ist linear und doch voller Ungleichzeitigkeiten, universell und doch von Epoche zu Epoche, von Kultur zu Kultur, von sozialer Schicht zu sozialer Schicht auch spezifiziert. **Frauen unterliegen zwei Herrschaftsformen: einer patriarchalischen und einer gesellschaftlichen, die in »Männerwirtschaft« nicht aufgeht. Diese doppelte Abhängigkeit trifft auf keine andere diskriminierte Gruppe zu.** Denn: bei allen sozial Unterdrückten – Kindern, Alten, Arbeitslosen, Unterprivilegierten, Armen und Fremden – verschärfen sich die Diskriminierungserfahrungen, wenn die Betroffenen weiblich sind. In fast allen Gesellschaften läßt sich zurückverfolgen, wie patriarchalische Machtpositionen mit unpersönlichen, strukturellen Mechanismen der Deklassierung zusammenwirken, um eine soziale Gleichstellung und Gleichbewertung von Frauen zu verhindern oder um ihre Besonderheiten zu übergehen.

Andererseits steckt sie voller Ungleichzeitigkeiten.

Je nach kultureller und gesellschaftlicher Situation konnten Frauen in ein- und derselben Epoche sowohl erhöht als auch erniedrigt werden. Im Mittelalter hatten z.B. einzelne privilegierte Frauen im religiös-politischen Bereich eine starke Position, obwohl die Institution Kirche als Paradebeispiel patriarchalischer Hierarchien gelten kann. Ich erinnere an Hildegard von Bfingen. (Sie durfte auf dem städtischen Marktplatz öffentlich predigen). Oder an Katharina von Siena und Theresia von Avila, die nicht nur einflußreiche Äbtissinnen waren, sondern bestimmende Beraterinnen von Kaiser und Papst.

In der gleichen Zeit wurden Hexen verbrannt.

Dieses Nebeneinander von Akzeptanz und Unterdrückung hält bis heute an. Veränderungen im Geschlechterverhältnis, hervorge-

rufen durch Umbrüche im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß, durch Fortschritte im Rechtssystem, durch neue Ansprüche im Ausbildungssektor, durch Lockerung von Sexualtabus, durch Lernprozesse in Partnerbeziehungen, liegen quer zu gesellschaftlichen Mechanismen, die frauenspezifische Benachteiligung fortschreiben, ja verschärfen. In Zeiten wirtschaftlicher oder anderer politischer Legimitationskrisen werden Widersprüche zwischen emanzipatorischen und repressiven Impulsen besonders deutlich: Ausbruchversuche von Frauen aus dem familialen Ghetto stoßen sich z.B. im Augenblick hart an den – gegenüber Männern – höchst ungleichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt.

Frauenforschung muß nicht nur mit historischen Ungleichzeitigkeiten umgehen können. Sie muß auch in der Lage sein, unterschiedliche Herrschaftsformen auseinanderzuhalten und in ihren frauendiskriminierenden Auswirkungen zu differenzieren.

Kapitalistische Vergesellschaftungsformen haben andere Gewaltverhältnisse hervorgerufen als – um ein Beispiel zu nennen – die patriarchalischen Herrschaftszusammenhänge des Feudalsystems. Der Patriarchalismus hat sein Gesicht zudem historisch verändert: Im Feudalismus schloß »Patriarchalismus« neben der entmündigenden Vormundschaft auch noch Schutz und Verantwortlichkeit ein. Patriarchalismus war eine Einheit von persönlicher und sachlicher Abhängigkeit sowie Verpflichtung. Heute ist diese Einheit in Familie und »Vater« Staat auseinandergetreten. Gerade im unpersönlichen Bereich staatlicher Politik wird deutlich, wie frauenfeindlich angeblich frauenfreundliche Maßnahmen sein können. Es ist eine alte Einsicht der sozialistischen Frauenbewegung, z.B. formuliert von Clara Zetkin, daß Arbeitsschutzbestimmungen für weibliche Beschäftigte nur zum Teil fürsorglichen Charakter haben. Im Kern enthalten sie immer auch Benachteiligungen. Als Sonderbestimmungen über Arbeitszeiten, über Ausschließungen von bestimmten Arbeitsplätzen, als Verbote und Behinderungen kommt ihnen der Nebensinn zu, den Ehemännern ein relativ ungestörtes Familienleben zu sichern und die Frauen als mögliche Konkurrentinnen auf dem Arbeitsmarkt auszuschalten.

Die allzu umstandslose, geschichtlich ungenaue Verwendung des Begriffs »patriarchalisch« als Kritik an männlichen Privilegien und Machtansprüchen übersieht nicht nur die väterlichen Aspekte, sie berücksichtigt auch zu wenig, daß »Patriarchalismus« eine Strukturkategorie ist. Sie läßt sich nicht einfach auf persönliches Verhalten reduzieren. Wenn Vorstellungen zur Debatte stehen, die Potenz, Liebenswertigkeit, Formen der Bemächtigung nur nach

dem Muster männlich-narzißtischen Begehrens bestimmen, so sollte man sie besser phallokratisch nennen.

Diese Unterscheidung zwischen historischen Vergesellschaftungsformen (z.B. feudalistisch, kapitalistisch), institutionalisierten Systemen der Geschlechterhierarchisierung (Matriarchat, Patriarchat) und Verhaltensweisen, die eine bestimmte männliche Einstellung (phallokratisch) als Norm setzen, ermöglichen es, genauer aufzudecken, auf welchen strukturellen – sozialen wie psychischen – Ebenen sich eigentlich die Unterdrückung von Frauen abspielt.

Auch das Zusammenwirken verschiedener Beherrschungsmechanismen wird deutlicher. Ich möchte dies an dem zentralen Problem »Gewalt gegen Frauen« zeigen.

Erinnern wir uns an die ernüchternde Definition, die Kant von der bürgerlichen Ehe gibt:

»Der Ehevertrag wird nur durch elterliche Beiwohnung (copula carnalis) vollzogen. Die Erwerbung einer Gattin oder eines Gatten geschieht also... nur lege: d.i. als rechtliche Folge aus der Verbindlichkeit in eine Geschlechtsverbindung nicht anders, als vermittels des wechselseitigen Besitzes der Personen, als welcher nur durch den gleichfalls wechselseitigen Gebrauch ihrer Geschlechtseigentümlichkeiten seine Wirklichkeit erhält, zu treten.«

Diese Rechtsposition, die sachliche Eigentumsansprüche auf lebendige Wesen überträgt, ist eine gesellschaftliche Voraussetzung dafür, Personen wie Dinge, d.h. unmenschlich zu behandeln. Die patriarchalische Struktur der Familie macht es möglich, daß der Mann dieses Besitzverhältnis einseitig auslegt. Bricht dann die aggressive, von libidinösen Strebungen abgespaltene Seite männlicher Sexualität durch, dann wird die Frau Opfer sexistischer Gewalt.

Kommen wir zurück zur gesellschaftlichen Stellung der Frau. Frauen sind in doppelter Weise in das soziale Gefüge eingebunden. Ihre Position hängt zum einen von ihrem sozioökonomischen Status ab und ist zum anderen festgelegt durch ihr Geschlecht. Gegenüber den männlichen Mitgliedern einer Klasse oder einer Schicht ist ihre Lage gleich und ungleich in eins. Das macht es nicht nur notwendig, zwei Strategien gleichzeitig zu verfolgen: Gleichstellung und Beachtung geschlechtsspezifischer Besonderheiten. Diese Doppelstellung hat auch Konsequenzen für die Analyse der Frauenbewegung als Ganzes, sowie für das Verständnis einzelner weiblicher Lebensläufe.

Frauen machen in unterschiedlichen Praxisfeldern durchaus

gegenläufige Erfahrungen von Ermutigungen und Niederlagen, von Fortschritten und Stagnationen. Von daher können auch Befreiungsversuche nicht gradlinig, gleichmäßig und in allen Lebensbereichen synchron ablaufen. Dazu kommt, daß Emanzipation und Unterdrückung klassenspezifisch vermittelt sind. Es gibt nicht nur ein soziales Gefälle von Privilegien und Diskriminierungen unter Frauen; diese Tatsache hat auch zur Folge, daß – je nach gesellschaftlicher Problemlage – der Forderungskatalog nach Veränderungen variiert. So waren die Kämpfe bürgerlicher Frauen eher auf Chancengleichheit in der Ausbildung, Befreiung von sexueller Bevormundung, Gleichberechtigung in der Öffentlichkeit gerichtet, die der proletarischen Frauen eher auf Recht auf Arbeit, gleichen Lohn, gerechte Verteilung der häuslichen Lasten. Bis heute halten solche Fraktionierungen innerhalb der Frauenbewegung an – und nur zu oft werden sie als Ausdruck jeweils falscher Bedürfnisse statt als Resultat unterschiedlicher Lebensbedingungen interpretiert.

So universell die Ungleichbehandlung von Frauen auch sein mag – ihre Analyse bedarf, bei aller Betonung der Gemeinsamen, doch auch der Beachtung von Differenzen. Eine feministische Sichtweise, die sich nur auf die Frauen als Gleiche einlassen will, macht den Begriff »weiblich« wieder zu einer Subsumtionskategorie, wie er es immer schon war.

Das Beieinander von Betroffenheit als Gleicher und von sozialer Distanz als Ungleicher erzwingt im feministischen Forschungsprozeß besondere Formen der Selbstreflexion. Das Phänomen gemeinsamer Betroffenheit eröffnet die Chance, daß Wissenschaftlerinnen sich ein Stück weit in die Realität anderer Frauen, denen die Forschung gilt, hineinversetzen können. Empathie ist hier nicht nur ein Medium der Einfühlung, sondern darüberhinaus eines der Frauensolidarität, Introspektion ist nicht nur eine Brücke zu ähnlichen Konfliktlagen, sondern auch eine Verständigungshilfe in der Einschätzung psychischer Verarbeitungsweisen solcher Konfliktlagen.

Alle drei Reflexionsformen – Analyse der Selbstbetroffenheit, Empathie und kritische Introspektion – reichen jedoch nicht aus, andere Frauen im Forschungsprozeß als andere, als möglicherweise Fremde zu erreichen. Als Analogon zur Klärung von Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomenen eignen sie sich zwar zum Abbau von Wahrnehmungsbarrieren im Umgang mit sozial Befremdlichem – das gründliche Studium unvertrauter Wirklichkeit muß dann aber erst beginnen. Wir kommen darauf zurück, welche spezifischen Anforderungen das an das Zusammenspiel von feministischer Theorie und Empirie stellt.

Zwei Gründe lassen sich benennen, warum Betroffenheit und Introspektion nicht einmal garantieren, daß das Gemeinsame zwischen Frauen erkannt wird. Ich kann nicht voraussetzen, daß meine Erfahrungen, meine Emanzipationsansprüche, die ja auch meine Forschungsinteressen berühren, sich mit denen der Frauen decken, mit denen und über die ich arbeite. Ich muß andere soziale Realitäten mit anderen Verhaltensanforderungen, anderen Schwerpunktsetzungen, vor allem: andere vorgängige Sozialisationseinflüsse als Möglichkeit antizipieren. Gemeinsamkeit muß sich erst herstellen, und zwar durch die Arbeit an den wechselseitigen Fremdheiten hindurch. Es gibt sie nicht unmittelbar.

Zum zweiten: »Weiblichkeit« unterliegt nicht nur »gesellschaftlicher Unbewußtheit« (M. Erdheim). Wir selbst haben Segmente unserer Geschichte verdrängt, wir selbst wollen bestimmte Anteile in uns (z.B. männliche Introjekte, feindliche Mutterbilder) nicht wahrhaben.

Das Gemeinsame an der Unterdrückungsgeschichte kann bei beiden – Forscherinnen und Frauen, über deren Leben geforscht wird – die gleichen Tabusierungen, die gleichen Verleugnungen, die gleichen »blinden Flecken« gezeitigt haben. Gerade wenn Empathie und Introspektion wechselseitig auf Betroffenheit stoßen, können sich die Abwehrmechanismen auch wechselseitig verstärken. Man begegnet sich in seinen »dark continents«, die durch diese Begegnungen nicht heller werden. In diesem Spannungsfeld von Gleichem und Anderem, Vertrautem und Fremdem, die sich bei beiden am Forschungsprozeß Beteiligten sowohl im Objekt- wie im Subjektstatus geltend machen, hat die Forderung nach Selbstreflexion andere Hemmnisse, aber auch einen weiteren Horizont als in den bisher formulierten Positionen der Ethnopschoanalyse.

Der Anspruch feministischer Sozialwissenschaft liegt nicht nur in einem doppelten Erkenntnisgewinn: den untersuchten Phänomenen gerecht zu werden, und bei den Forscherinnen auch einen für sie selbst produktiven Lernprozeß anzuregen. Die Forschung hat darüberhinaus den Sinn, zur Aufhebung von Frauendiskriminierung, zur Erweiterung weiblicher Spielräume beizutragen.

Dieser Praxisbezug macht es notwendig, daß beide Parts der Forschungskativität sich über deren Zielsetzung einig werden. Die Notwendigkeit von Selbstreflexion und Umorientierung schließt also beide ein – die, die mittels der Wissenschaft eingreifen und die, die von diesem Eingriff betroffen sind. Frauenforschung zwingt zum ständigen Standortwechsel zwischen ähnlichen und abweichenden Erfahrungen, zur Modifikation vorgängiger Sicht-

weisen, zur Akzeptanz eigener Behinderungen und der Emanzipationsvorsprünge anderer, zum langen Atem im Umgang mit Angstschwellen und Widerständen.

Kehren wir zum Schluß noch einmal zu den sozialen Determinanten zurück, die den weiblichen Lebenszusammenhang wesentlich charakterisieren. Um diese zu bestimmen, reicht es nicht aus, auf die Konsequenzen zweier, sich verschränkender Formen von Herrschaft zu verweisen: die männlich-autoritäre Dominanz sowie die gesamtgesellschaftlichen, vor allem ökonomisch vermittelten Machtstrukturen. Von ebenso großer Tragweite ist die Tatsache, daß *Frauen in doppelter Weise vergesellschaftet sind. Frauenforschung hätte zu beantworten, wie beide Verdoppelungen zusammenwirken.* Dazu einige Bemerkungen, die notwendigerweise kurzweilig bleiben müssen.

Nach wie vor werden Frauen dahin sozialisiert, die Aufgaben der sozialen Reproduktion zu übernehmen – sowohl die Regeneration von Angehörigen durch psychische und physische Versorgung als auch die Aufzucht und Erziehung der nächsten Generation. Diese gesellschaftliche Arbeit wird in der Regel an die Familie delegiert – und so bleibt diese Institution auch ein wesentlicher Bezugspunkt in der sozialen Verortung von Frauen. Gleichzeitig gehört in historischer Perspektive ihr Arbeitsvermögen zum Bestand des gewerblichen Arbeitskräftereservoirs. Auch für Mädchen gilt es heute als selbstverständlich, eine Ausbildung zu absolvieren. Ihre Qualifikations- und beruflichen Startchancen bleiben aber soweit hinter denjenigen männlicher Konkurrenten zurück, daß die Möglichkeit einer Existenzsicherung auf dem Berufsweg alleine als zu unsicher erscheint und an der Ehe als zusätzlicher bzw. alternativer Unterhaltsgarantie festgehalten wird.

Diese Doppelsozialisation bzw. Doppelorientierung konfrontiert Frauen mit einer Vielzahl von Zerreißproben, denen Männer nicht in vergleichbarer Weise ausgesetzt sind. Frauen haben ein komplexes Arbeitsvermögen erworben, das sie für zwei »Arbeitsplätze« qualifiziert: den häuslichen und den außerhäuslichen. Wollen sie Erfahrungen in beiden Praxisfeldern machen, ihre Fähigkeiten in beiden aktivieren, drohen ihnen die qualitativen und quantitativen Probleme der Doppelbelastung. Verzichten sie auf ein Betätigungsfeld, das ja immer auch Feld sozialer Lernchancen, sozialer Anerkennung und sozialer Selbsterfahrung ist, so sind sie durch das Phänomen der Vereinseitigung gefährdet. Beide Formen der Herrschaft verschärfen die Problemlagen: das Fortleben patriarchalischer Strukturen in der Familie verhindert eine egalitäre

Verteilung der Verantwortung für den Haushalt und die Kinder-
versorgung. Die nach Geschlecht spezifizierte familiale Arbeitsteilung geht zu Lasten der Frauen. Das erschwert die Partizipation von Frauen an der außerhäuslichen Arbeitswelt oder an anderen Formen der Öffentlichkeit. Und die Wertehierarchie des Berufssystems, das Menschen nach ökonomischen Kostengesichtspunkten und nicht nach sozialen Lebensbedürfnissen kalkuliert, nimmt von der Existenz eines familialen Arbeitsplatzes bei der Auslastung seiner Arbeitsplätze keine Notiz.

Für berufstätige Frauen bedeutet das einen permanenten Zwang zum Prioritätenwechsel. Um sich auf die »Familienpflichten« konzentrieren zu können, müssen sie zuhause vergessen, was im Beruf gelaufen ist. Und umgekehrt: familiale Belange dürfen die Arbeitsfähigkeit in der Erwerbssphäre nicht beeinträchtigen. Diese jeweilige innere Umzentrierung ist sehr belastend, weil sie mit vehementen Umstellungsproblemen verbunden ist: der Umgang mit Maschinen, Waren, Kunden ist erzwungenermaßen ein anderer als der mit Kindern, Ansprüchen von Partnern, Regenerationsbedürfnissen und dem häuslichen Ambiente. Sicherlich kennen auch Männer Umstellungsschwierigkeiten – für sie impliziert die Privatsphäre aber nicht in gleicher Weise Arbeit, Verantwortlichkeit, Präsenz.

Es sei abschließend nur angedeutet, daß diese objektiven Konstellationen im weiblichen Lebenszusammenhang Konsequenzen für die Subjektconstitution von Mädchen haben. Ihre Selbstfindungen verlaufen sehr viel konflikthafter als die von Jungen. Die Mutter ist für das Mädchen nicht nur erstes Liebesobjekt, sondern gleichzeitig Identifikationsobjekt für die Ausbildung der eigenen Geschlechtsidentität. Die emotionale Nähe ~~zur Nähe~~ zur Mutter macht eine Ablösung von ihr schwer; an der Erfahrung ihrer familialen Unterordnung und an der Sichtbarkeit ihrer Arbeitsbelastung brechen sich dagegen positive Identifikationsmöglichkeiten. Der Vater wird von der Tochter nicht nur als Schutz und Rivale erlebt, seine privilegierte Position reizt nicht einfach zur Nachahmung – er erscheint in seinem Verhältnis zur Mutter auch als der Beherrschende und in seiner Stellung in der außerhäuslichen Welt als der schwer Einholbare.

An der Verflechtung der aufgezeigten Aspekte sollte ein Spezifikum feministischer Sozialforschung deutlich werden, das vielleicht das evidenteste ist: die Komplexität ihrer Problemfelder kann nicht reduziert werden. In den Erfahrungen von Frauen lassen sich nicht einzelne Bereiche voneinander isolieren oder gegeneinander abgrenzen. Den weiblichen Lebenszusammenhang gibt es nur als in-

terdependentes Gefüge – sowohl objektiv als auch subjektiv.

LITERATUR

- BARTHES, Roland. Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt/M. 1984.
- BECKER-SCHMIDT, Regina, Uta BRANDES-ERLHOFF, Mechthild RUMPF, Beate SCHMIDT. Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrung von Fabrikarbeiterinnen. Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1983.
- BEER Usula. Zur Bewertung von Hausarbeit in Frauenforschung und Ökonomie, vielfältiges Manuskript, Bielefeld 1984.
- BERNA-SIMON, Lilian. Narziß zwischen Uterus und Phallus, in: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.), Die neuen Narzißmustheorien: Zurück ins Paradies? Frankfurt/M. 1981.
- BERTRAM, Hans. Von der schichtspezifischen zur sozialökologischen Sozialisationsforschung, in L. A. Vascovics (Hrsg.), Umweltbedingungen familialer Sozialisation, München 1982.
- IRIGARAY, Luce. Waren, Körper, Sprache. Der verrückte Diskurs der Frauen. Berlin 1976.
- IRIGARAY, Luce. Speculum. Spiegel des anderen Geschlechtes. Frankfurt/M. 1980.
- KANT, Immanuel. Werk in sechs Bänden, Bd. IV, Metaphysik der Sitten, Rechtslehre § 27, Darmstadt 1963, 292 f.
- MARX, Karl. Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf), Berlin 1953, 6.
- MEILLASOUX, Claude. Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktiven und kapitalistische Wirtschaft. Frankfurt/M. 1974.
- MORGENTHALER, Fritz, Florence WEISS, Mario MORGENTHALER. Gespräche am sterbenden Fluß. Frankfurt/M. 1984.
- OSTNER, Ilona. Kapitalismus, Patriarchat und die Konstellation der Besonderheit »Frau«, in: Soziale Welt, Sonderband 2, R. Kreckel (Hrsg.), Soziale Ungleichheit, Göttingen 1983, 277 f.
- SCHELER, Max. Zum Sinn der Frauenbewegung, in: Vom Umsturz der Werte, Bd. 2, Leipzig 1919, 2. Auflage, 231.